

Biografisches von
Lena Rothstein



Angekommen –
eine
Heimkehr

Biografisches von
Lena Rothstein

Angekommen – eine Heimkehr

Diese Publikation wurde ermöglicht durch die Unterstützung folgender Institutionen:



ZukunftsFonds der Republik Österreich



NATIONALFONDS
DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

 **Bundeskanzleramt**

 **Bundesministerium**
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages oder der Autoren/Autorinnen reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2023 by new academic press, Wien
www.newacademicpress.at

ISBN: 978-3-99036-030-9

Umschlaggestaltung: Peter Sachartschenko
Satz: Peter Sachartschenko
Druck: Prime Rate, Budapest

Inhalt

- 7 Vorwort
- 9 PROLOG
- TEIL 1
- 11 Ennsgasse – Bücher – Briefe – Schallplatten – 1949 bis 1957
- 18 Schottland – Bomben – erste Freundinnen – 1943 bis 1946
- 21 Flucht – Quäker – Ohrfeigen – 1938/39
- 24 Krieg – Streitgespräche – Schnitzeessen
- 29 Heimreise – Feldarbeit – Reisetage
- 33 Wien – neue Verwandtschaft – neue Kleidchen – 1946
- 36 Uchatiusgasse – Kränkungen – Fettnäpfchen – 1946
- 37 Verstimmung – Geldsorgen – Trennung
- 40 Petersplatz – Kirchgang – sturmfreie Bude – 1948
- 43 Fremder Mann – Museumsbesuche – Kindergarten – Eislaufplatz
- 46 Stubenbastei – neue Schwester – erster Schultag – 1949
- 48 Neue Wohnung – Gänsehäufel – Religionsunterricht – 1949
- 49 Schabbes im Kinderheim – Tanzen am Lagerfeuer
- 52 Eifersucht – heimliches Singen – Weihnachten – Chanukka
- 57 Dritte Schule – neue Freundin – alte Adresse – 1951 bis 1957
- 61 Radausflüge – Kugelblitze – Betragensnoten
- 63 Schulwechsel – Eisvergiftung – neue Familie
- TEIL 2
- 66 Briefwechsel – Geheimnisse – Reaktionen
- 88 Schweigen – Jerusalem – Erinnerungen
- TEIL 3
- 89 Dreharbeiten – Mauthausen – Freiwild
- 92 Zwischenbericht 1960er-Jahre
- 95 Marionetten – Moulin Rouge – Basilisken – 1962
- 99 Commedia dell' arte – Italiennentournee – Zollprobleme – Depression – 1962 bis 1966
- 103 Drei Väter – durchgetaucht – im Keller versteckt
- 106 Scheidung – 1967

TEIL 4

- 108 Telefongespräch
- 109 TV-Filmreportage – Schauspielschule
- 111 Künstlerleben – Verlust – neue Vorbilder – 1968
- 114 Neue Wege – Wiedersehen
- 115 Verliebt – Mode – Schmuck
- 120 Aufbruch – Lehrzeit
- 122 Deutschland – Matratzenlager – Verwirrung – 1968
- 128 Kommune – Abbruchhaus – Abkehr
- 132 Vorsätze – Alternativen – 1970er-Jahre
- 135 Psychoterror – Experimente
- 138 Straßentheater – Irrwege – Moskau – 1973
- 145 Kindertheater – Glatteis – 1980er-Jahre
- 150 Zwanzgerhaus – eigene Produktion – 1980er-Jahre
- 159 Im Möbelhaus – verpasste Gelegenheit
- 162 Musiker – Flops – Erfolge

TEIL 5

- 164 Friedenszug – Ausstieg – Trennung – 1980er-Jahre
- 169 Tunesienreise – Enttäuschung – 1983
- 181 Beistand – Nachholzeit – Abschiede – 1985
- 183 Amerika – Cliffhouse – Baumhäuser – 1985 bis 1986

TEIL 6

- 190 Die Grupos – Entdeckungen – neue Kontakte – 1985 bis 1990
- 197 Deutschlandtournee – Probleme – CD-Produktion – 1989
- 205 Telefongespräch
- 208 Auszeit – Lehrtätigkeit
- 213 Jüdisches Laubhüttenfest – Begegnungen
- 214 Das neue Ensemble – heimliche Liebe – 1990
- 219 Israeltournee – neue Fans – Mea Sharim – 1992 und 1993
- 228 Kranker Engel – jüdische Seele – 1993
- 230 Barbara, la femme qui chante – 2002
- 234 Trügerisches Glück – gelenkte Tagträume

TEIL 7

- 239 Wiedersehen – große Liebe – Familienbande 2002
- 243 Partnerschaft – frische Bühnenluft – ab 2004 bis 2023 und in die Zukunft
- 250 Danksagung

Vorwort

Lena hat ein Buch geschrieben. Ein Buch, auf das man in Wien und vielleicht auch im Rest der Welt lange warten musste. Es ist die Geschichte ihres unverständlich-verständlichen Lebens. Eines Lebens, das ohne ihr Zutun in der Fremde begonnen hat und dann doch so heimisch wurde.

Heimisch, weil Lena Rothstein dazugehört. Mittendrin ist in diesem Österreich, aus dem ihre Eltern als junge Menschen nur mit Müh und Not entkommen konnten. Mit sogenannten Kindertransporten gelangten sie nach Großbritannien – und waren fürs Erste gerettet. Aber wie schwer das Leben dieser Kindertransport-Kinder war, war lange unbesprochen und unbekannt. Auch unerhört. Denn hat jemand zugehört nach dem Ende des barbarischen Krieges, der 1939 begann und 1945 endete?

„Der Krieg war vorbei und man jubelte, aber war wirklich alles vorbei, weggeschickt wie ein Spuk?“, schreibt Lena Rothstein. Geboren wurde sie 1943 in Glasgow. Glasgow! Im Vorübergehen, wenn man so will. Aufgewachsen ist sie – für drei Jahre – in London. Den Eltern hat „das Heimweh oft nachts das Herz abgeschnürt“. Aber dann, Ende 1946, ging es „nun endlich – nach Hause!“

Wie konnten diese wenigen, die überlebten, so „nach Hause“ fahren, zurück nach Österreich, wo viele Nazis nach wie vor in hohen Positionen saßen und Einfluss ausübten? „Niemand sprach gerne über Zeiten, in denen die Menschenwürde Mangelware gewesen war“, schreibt Lena Rothstein. Das war keine Einzelerfahrung. Viele waren es nicht, die nach dem großen Morden zurückgekehrt waren. Manche kamen aus den Lagern zurück, andere aus den europäisch-östlichen Ländern, der Bukowina oder aus Ungarn, wie Rabbiner Akiba Eisenberg, der 1948 der erste Oberrabbiner der wiedererstandenen Israelitischen Kultusgemeinde in Wien wurde und die Geschicke der Gemeinde bis 1983 leitete.

Lena Rothstein, geborene Schwarz, berichtet mit stilistischer Leichtigkeit und herrlichem Humor, der das Tragische, das Traurige, das In-die-unendliche-Tiefe-Fallende nicht ausspart, von dem Wien der „Heimkehr“. Einer Heimkehr, die das Ende der Ehe der Eltern mit sich bringt („Die KPÖ hat unsere Ehe zerstört“, hieß es von Seiten meiner Mutter“) und das Leben mit einer alleinerziehenden und ob ihrer Eleganz und Schönheit geliebten und geachteten Mutter. Neue Familienmitglieder und Freundschaften ergeben sich. Die junge Lena springt mit Kopfsprung in das Wien des Wiederaufbaus, der sozialen Revolutionen („das Wiener Mai-Lüfterl“), der bis heute anhaltenden Freundschaften, der eigenen beruflichen Entwicklung.

„Wir lachten viel, vielleicht war man auch überlustig?“ Besser so leben als

in der Depression. Und weitergehen, weiterleben, in die Zukunft schauen, das Leben genießen, etwas aufbauen, dazugehören. Und doch anders sein. Fremd sein. Diesen Schmerz immer fühlen und die Leerstellen, die die ermordeten Familienmitglieder hinterlassen haben, nicht vergessen.

Ihre Liebe zum Puppenspiel führte später zur Ehe mit einem der größten Puppenspieler der 1960er-, 1970er- und 1980er-Jahre, Arminio Rothstein, auch bekannt als „Clown Habakuk“. Mit seinem Zirkus Habakuk im grandiosen ORF-Kinder-Fernsehen bin auch ich aufgewachsen. „Tobi und Tobias“ und der böse Zauberer „Tintifax“ bevölkerten mein kleines Kinderherz. Lena Rothstein hat sich künstlerisch selbstständig und ihr großes Stimm- und Schauspielertalent zum Beruf gemacht. Auch davon erzählt sie in diesem Buch, das einen großen Bogen über die letzten 80 Jahre der österreichischen Geschichte spannt. Theater und Gesang, sephardische Lieder und großes Theater, Liebe und Verwirrung, Politik und jüdischer Witz. Mit ihrem Mann Tony Scholl, auch als Kind jüdischer Österreicher im britischen Exil geboren, steht sie nach längerer Pause wieder auf der Bühne. Die beiden ernten große Erfolge mit ihren Produktionen „Mein Bruder Vagabund“, einer Hommage an den jüdischen, im KZ Buchenwald ermordeten Dichter Jura Soyfer, und mit der Produktion „Tränen weinen – Tränen lachen“, einer Kartenpartie, während der die Weltgeschichte anhand von jüdischen Witzen und Liedern durchkämmt wird.

Lena Rothstein-Scholl (wie sie mit bürgerlichem Namen heißt) ist es zu danken, dass sie mit ihren Lebenserinnerungen ein Stück österreichischer Geschichte niedergeschrieben hat.

Renata Schmidtkunz, März 2023

PROLOG

Der Versuch, mein Leben autobiografisch zu ordnen, verlangt mir einiges ab. Das Chaos eröffnet sich mir beim Nachlesen meiner Aufzeichnungen, welche auf losen Zetteln oder in diversen Notizheften je nach Laune und Verfügbarkeit derselben, undatiert und bei weitem nicht nach Themen oder sonst welchen Kriterien geordnet, vor Jahren schon abgelegt und völlig vergessen wurden. Verdrängung? Sind es die unangenehmen Ereignisse, die ich verdränge, um dadurch die beglückenden Augenblicke hervorzuheben, um sie ja nicht zu löschen? Woher aber dieser Drang, alles zu durchleuchten, mir klar werden zu wollen, was mich da treibt, auf die Bühne zu gehen, wenn ich auch jedes Mal vor Angst vergehe!!! Begonnen hat alles mit meinem verfrühten Aufbruch aus dem Patchwork-Elternhaus. Modernes, heiles, vergnügliches Zusammenleben! Alle verstehen sich blendend, jeder in diesem System spielt mehr oder weniger perfekt seine Rolle. Ich bin besonders begabt im „Fröhlichsein“, bin immer lustig und zu Scherzen aufgelegt und bin die Erste, die hinausgeht in die EHE.

Wie verführerisch, gemeinsam mit meinem zukünftigen Mann, Arminio Rothstein, ein Marionetten-Theater aufzubauen, auf der Bühne Geschichten zu erzählen, abends im Café Hawelka zu starten und die Nächte bis in den frühen Morgen in Jazzlokalen Boogie und Swing tanzend zu verbringen. Nebenbei nehme ich Schauspielunterricht und lebe sorglos in den Tag hinein.

Ich bin 16 Jahre jünger als mein Zukünftiger und eben erst 19 Jahre alt, als wir heiraten.

Nach sechs Jahren Ehe kommt es zur Scheidung. Auf mich selbst gestellt, musste ich vorerst auf Identitätssuche gehen, „jüdisch sein“ war ein Nebenschauplatz, etwas, das nicht angesprochen wurde, das lief im Schatten mit und war doch immer ein wichtiger Anteil, der erst später eine Wirkung zeigen sollte. Im Alter von fünfundzwanzig Jahren fing ich nun „von vorne an“! Wohngemeinschaften, One-Night-Stands und kurze Beziehungen, die höchstens drei Jahre dauerten. Immer nach dem gleichen Muster: Im ersten Jahr die beschwingte Verliebtheit, eine Zeit, in der ich alles, was ich mir aufzubauen versuche, vernachlässige, der Liebe zuliebe, die im zweiten Jahr in Frage gestellt wird und deren Verblassen im dritten Jahr zur endgültigen Trennung führt. Dann brauchte es eine Zeitspanne, um mich wieder zu erden, zu bewahren, was ich mühsam erarbeitet hatte, und um mich zu profilieren.

Bevor ich also meine eigenen Musik-Gruppen aufbaue, tingle ich auf verschiedenen Bühnen – da sind unter anderem die Wiener Kellertheater, die zum Teil sehr interessante Produktionen hervorbringen –, ich nehme im Dramati-

schen Zentrum¹ an Workshops des La MaMa-Theaters aus New York teil² und versinke fast in der „tiefenpsychologisch“ ausbeutenden, selbstdarstellerischen Lebens-Bühnen-Arbeit mit den Puristen der Grotowski-Theater-Leute aus Polen.³ Ich debütierte auf Landesbühnen in Linz und Bregenz, versuche mich durch Stipendien in der DDR am Brecht Theater und an der Volksbühne weiterzubilden und kehre nach einer Filmproduktion in Ostberlin, wo ich in einem Zwei-Personen-Stück von Franz Xaver Kroetz als totale Fehlbesetzung ein graues Mäuschen spiele – was mir aber sehr gut gelingt, wie ich später bei Betrachten des Ergebnisses erstaunt feststelle –, nach Wien zurück. Freude hat mir die Arbeit immer gemacht, aber es bringen mir fremde Werke nicht dieselbe Erfüllung wie später meine eigenen Produktionen.

Nach einigen schmerzhaften Erfahrungen, die sich wie ein Puzzle im Laufe einiger Jahre zusammenfügen lassen, widme ich mich mit großem Interesse meiner jüdischen Herkunft. Ich vertiefe mich in die Aufarbeitung der jüdischen Kultur, stürze mich in dieses Abenteuer, das mir die Vielfalt der jüdischen Musik aus den verschiedensten Strömungen bietet – vom Askenasischen östlicher Prägung bis zu den sephardisch-spanischen Wurzeln des Wiener Judentums und darüber hinaus – bis ich endlich eigene Lieder kreierte, aber bis dahin ist es noch ein langer Weg.

1 Das **Dramatische Zentrum** in Wien, das zwischen 1972 und 1989 bestand, hatte der damalige Burgtheater-Dramaturg Horst Forester gegründet. Es war ein Zentrum für experimentelles Theater und stellte Probe- und Aufführungsräume zur Verfügung. Es wurden Gastdozenten und Workshopleiter aus den verschiedensten Ländern eingeladen, man bot Aus- und Weiterbildungskurse sowie Stipendien an, erforschte neue Wege der Theaterarbeit und förderte alternatives dramatisches Schaffen in Österreich. Quelle: Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Dramatisches_Zentrum, abgerufen am 20.12.2022.

2 Der **La MaMa Experimental Theatre Club** (La MaMa E.T.C.) ist ein Off-Off-Broadway-Theater, das 1961 von Ellen Stewart, einer afroamerikanischen Theaterregisseurin, Produzentin und Modedesignerin, gegründet wurde. Das Theater in Manhattans East Village begann in der Kellerboutique, in der Stewart ihre Modewürfe verkaufte. Stewart verwandelte den Raum nachts in ein Theater und konzentrierte sich auf die Arbeit junger Dramatiker. La MaMa hat sich in seiner fünfzigjährigen Geschichte zu einer weltbekannten Kulturinstitution entwickelt. Quelle: Wikipedia, <https://de.wikipedia.org/wiki/Off-Off-Broadway>, abgerufen am 14.12.2022.

3 **Jerzy Marian Grotowski** (* 11. November oder 11. August 1933 in Rzeszów, Polen; † 14. Jänner 1999 in Pontedera, Italien) war ein polnischer Regisseur und Theaterleiter, -methodiker, -theoretiker und -reformer. Er gilt als einer der führenden Vertreter der Theateravantgarde, Mitbegründer der Theateranthropologie und zusammen mit Henryk Tomaszewski und Tadeusz Kantor als einer der größten Künstler des polnischen Theaters des 20. Jahrhunderts. Quelle: Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Jerzy_Grotowski, abgerufen am 14.12.2022.

TEIL 1

Ennsgasse – Bücher – Briefe – Schallplatten – 1949 bis 1957

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
 Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
 Versuch ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
 Fühl ich mein Herz zu jenem Wahn geneigt?
 Ihr drängt euch zu! Nun gut, so mögt ihr walten,
 Wie ihr aus Dunst und Nebel zu mir steigt;
 Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
 Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.
 Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
 Und manche liebe Schatten steigen auf. ...“

Johann Wolfgang von Goethe {aus dem Prolog im Himmel in Goethes Faust }

Es ist zehn Uhr am Abend, eigentlich sollte ich das Licht längst abgedreht haben und schon tief schlafen, wenn Mammi nach Hause kommt. Morgen ist Schule! Ich kann's aber nicht lassen, alles, was auf Papier gedruckt ist, muss „konsumiert“ werden. Alles, was ich in den verschiedensten Bücherkästen und Regalen finden kann, wird verschlungen. Ich erinnere mich sehr deutlich an das erhabene, befreiende Gefühl, als ich trotz später Stunde, hellwach, aufrecht in meinem Bett stehend, voll Inbrunst, in voller Lautstärke, die obigen Zeilen aus Goethes Faust deklamierte, die ich sicherlich mit meinen dreizehn Jahren inhaltlich nicht verstand. Wie ich heute annehme, war es wahrscheinlich die Melodie dieser genialen Sprachgestaltung, die mich in ihren Bann zog. „Fang ein Buch immer beim Vorwort an, lies nie das Ende vorher, und auf keinen Fall Eselsohren machen, sondern hübsche Lesezeichen einlegen!“ Soweit die Ermahnungen meiner Mutter. Gerne hätte sie mir ihre Lieblingskinderbücher zu lesen gegeben, aber in den dunklen Zeiten der Nazi-Herrschaft waren diese zum Teil verloren gegangen, waren den Bücherverbrennungen der Nazis zum Opfer gefallen. Zum Glück gab es für mich Leih-Bibliotheken und diverse Geburtstage, ich wurde zur Leseratte. „Das doppelte Lottchen“, „Emil und die Detektive“, „Pünktchen und Anton“ von Erich Kästner, von Karin Michaelis die vielbändige Ausgabe „Bibi“, eine dänische Vorgängerin der Pippi Langstrumpf, „Dr. Dolittle und seine Tiere“, „Galja, die Tänzerin“, die Biografie der noch jugendlichen berühmten Galina Ulanova,⁴ und viele andere Bücher, die

4 „Sie war die letzte der großen Ballerinen, die einst die Tanzwelt und die Herzen beherrschten. Ihr und ihrer Kunst lagen die Menschen, gierig geradezu, zu den göttlich genannten Füßen. Wohin Galina Ulanowa kam, glich ihr Auftreten geradezu einem Staatsbesuch der Kunst. Er machte Herzen höher schlagen, nicht zit-

ich zum Teil bis heute noch seitenweise auswendig kann, waren mir in meiner Einsamkeit Wegbegleiter. Ich las oft mit der Taschenlampe unter der Bettdecke versteckt, denn am nächsten Tag war doch rechtzeitig aufstehen und, wie schon erwähnt, in die Schule gehen angesagt.

Auf keinen Fall wollte meine Mutter, dass ich „Trotzkopf“ und „Heidi“, „Nesthäkchen“ und andere „kitschige“ Mädchenromane las. Heimlich aber verschlang ich sie alle, wissend, dass dies nicht gewünscht war. Wie z.B. auch die Schund-Romanhefte aus den Trafiken. Das waren Liebesromane über Bauern, Wirte, Jäger und Wilderer und die guten und die schlechten Frauen. Die Schwarzhaarigen waren meist schlecht, die Rothaarigen ganz schlecht, nur die Blonden waren gut und brav. Auch gängige Landser Hefte hatte ich ergattert, da kamen die edlen Helden vor, Soldaten, die groß und ebenfalls blond und blauäugig waren und die reihenweise starben oder gerettet wurden – von blonden Frauen.

Ich wusste, dass meine Großeltern in der Nazizeit umgekommen waren. Ich hatte aber auch alles über die KZs aus der Nazizeit gewusst. Alles, was ich dazu finden konnte, hatte ich nach und nach heimlich verschlungen. Die Vernichtungslager in Auschwitz-Birkenau, die ermordeten Opfer in Mauthausen, alles das hatte sich in meinem Kinderkopf eingefunden. Wenn ich die Fotos von fast verhungerten KZ-Insassen in ihren gestreiften Gewändern zu Gesicht bekam, die damals in Schaukästen an der Straßenbahnhaltestelle auf der Wiener Ringstraße ausgestellt waren, dachte ich immer: „Sind da meine Großeltern dabei, haben sie so ausgesehen, so geschaut mit diesen großen traurigen Augen?“ Ich hatte sie ja nicht gekannt, so war in meine Seele statt Trauer eher das Grauen eingebrannt. Ich war eine „Wissende“! Nein, weder mit meinen Eltern noch mit meinen Verwandten wurde viel darüber gesprochen. Wenn mein Onkel Walter, der jüngere Bruder meines Vaters, viel später über seine Gefangenschaft in Auschwitz erzählte, was sehr selten geschah, dann wurde vom „Lager“ gesprochen, ja, vom Hunger, von abenteuerlichen Geschichten, wie z.B., dass man während einer Ausspeisung einmal einen Toten aufsetzte, um dessen Kartoffelschalen zu ergattern. Oder wie man mit polnischen Arbeitern versuchte, „Geschäfte“ zu machen und irgendwelche Kleidungsstücke der Ermordeten gegen Konservendosen tauschte. „Leider“, erzählte er grinsend, „entdeckte man darin, als die Dosen geöffnet wurden, Scheiße! – Ja, so waren sie halt, die Polen“, so sein lakonischer Kommentar. Und das war's. Als ich seine Frau, meine angeheiratete Tante Diti, die eben-

tern. Das war ein beseligender Unterschied mitten im Kalten Krieg, den die Ulanowa wie kaum eine zweite zu erwärmen verstand“ (Zitat von Klaus Geitel, Nachruf auf Ulanova, Berliner Morgenpost 23. März 1998).
Quelle: Fembio, <https://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/galina-ulanova/>, abgerufen am 14.12.2022.

falls Auschwitz überlebt hatte, einmal schüchtern fragte, wie sie das alles ausgehalten hatte, erklärte sie:

„Ich hab mir bei der Zwangsarbeit auf dem Feld in der eisigen Kälte die Röcke zwischen den Beinen zusammengebunden, denn ich wollte doch unbedingt nachher noch ein Kind auf die Welt bringen.“ Das ist ihr 1949 auch gelungen. Die Freude war unbeschreiblich, doch mit den Jahren wurde die Beziehung zu ihrer Tochter schwierig. Wie sollte denn auch irgendjemand aushalten, was sie alles aushalten hatte müssen? „Reiß dich zusammen!“, war ein gängiger Zuruf, auch wenn es einen fürchterlich schmerzenden Schiefer betraf, den ich mir einmal eingezogen hatte.

Als mein Vater 1989 an seinem dritten Herzinfarkt im Sterben lag, stand sein Bruder Walter an seinem Bett und schrie, dass es im ganzen Wilhelminenspital hörbar war: „Reiß dich zusammen, Georg!“ Hat aber nichts genützt. Drei Stunden später schloss mein geliebter Vater die Augen. Seine letzten Worte, die er an mich richtete: „Um dich hab ich mich nicht genug gekümmert“, klangen wie eine Entschuldigung und ich nahm sie von ganzem Herzen an.

Ich war, wie schon erwähnt, ein richtiger Bücherwurm, wissbegierig und neugierig und dabei völlig auf mich allein gestellt. Mein Vater lebte seit der Scheidung mit seiner neuen Familie woanders, und meine Mutter hatte im Büro oft noch bis spät am Abend viel zu tun. Manchmal ging sie nach der Arbeit noch ins Kino oder ins Konzert, und manchmal nahm sie mich auch mit. Meine trotz dauernder Geldsorgen immer elegante und gepflegte hübsche Mama.

Frei nach dem alten, jiddischen Bonmot:

Frage: „Welches Kleid soll ich heute anziehen?“

Antwort: „Tochter, das Grine“

(Dieser kleine Dialog beinhaltet das Wissen über sonstige Kleider, die man nicht hatte, das Grine war das einzige.)

Solche Sprüche gab es viele, überliefert aus dem Sprichwort-Schatz meiner Großmutter Helene, die ich nur aus Erzählungen, später Briefen, Fotos und auf diesem Zitaten-Wege kennenlernen konnte.

Hand in Hand, mit mir als Neunjähriger in meinem graublauen Faltenrock und dem rosafarbenen Nylonpulli, betreten meine Mutter und ich eine fremde, glänzende Welt. Den strahlenden, prunkvollen Musikvereinsaal, der sich allmählich mit eleganten Menschen füllt. Auf dem Podium die Künstler, leises Raunen ... und allmählich wird das Saallicht eingezogen, es wird still ... un-schöne Töne beginnen den Raum zu füllen, es klingt wie Katzenmusik ...

„Hat es schon angefangen?“, flüstere ich enttäuscht.

„Nein, Puppilein“, flüstert meine Mutter zurück, „sie stimmen noch die Instrumente!“

Nun tritt der Dirigent auf, verbeugt sich, dreht uns den Rücken zu, hebt den Arm und mit einem kleinen Stöckchen, das er plötzlich in der Hand hält, gibt er ein Zeichen. Die ersten Takte eröffnen den Abend.

Die Musik war sehr feierlich, aber ich kannte mich nicht immer aus, manchmal war es schwierig zu folgen; ich konnte mich nicht konzentrieren, aber die Atmosphäre beeindruckte mich. „Ob die vielleicht Fehler machen?“, schoss es mir durch den Kopf. „Ich kann doch gar nicht erkennen, ob sie alles richtig spielen!“ Ich ließ meine Blicke durch den festlichen Saal mit seinen goldenen Säulen bis hinauf zum Balkon wandern. Ich bewunderte die schön gekleideten Damen, beobachtete die Herren, die mit geschlossenen Augen der Musik lauschten, wobei manche aber schon tief schlafend sich über ihre Notenbücher gebeugt hatten. Meine Ohren und mein Herz öffneten sich nur allmählich für die anspruchsvollen Darbietungen; und dann, eines Tages, auf einen Schlag, packte mich die Matthäus-Passion unter dem Dirigat von Lorin Maazel. Ich war wie elektrisiert, Johann Sebastian Bachs Werk hatte mich in den Bann gezogen. Wobei mir völlig egal war, was da textlich gesungen wurde. Ob ich eine Beziehung zu Jesus aufbauen konnte? Nein, eigentlich nicht, aber diese Musik, der Gesang, der Chor ... Ich denke, es war das Sakrale, das mich so berührte, wie auch viel später der Gesang der jüdischen Kantoren in der Wiener Synagoge.

Unsere Ausflüge in die Welt der Künste waren vielfältig, mit einem neuen, schönen, roten, vorne durchgeknöpften Wollkleid, meinem ganzen Stolz, fühlte ich mich adäquat gekleidet, und in feierlicher Stimmung erlebte ich im Ronacher die große Kunst des berühmten und unvergesslichen Zauberers KALANAG. Mein erster Theaterbesuch in der Dependance des von den Bomben getroffenen Burgtheaters, damals ebenfalls im Etablissement Ronacher, war „Der Bauer als Millionär“.

Nach den kulturellen Erbauungen führte mich meine Mama noch ins Quisisana aus, eines der ersten Espresso, am Ring gleich neben dem Burgkino (in das sie mich auch öfters mitnahm), und wir bestellten Cevapcici, die wir so gerne aßen, die aber nicht so gut waren wie die im Wiener Prater, denn diese waren auf echter Holzkohle gebraten. Dann stiegen wir in die Straßenbahn, die die Ringstraße entlang bis zum Schwarzenbergplatz fuhr, wo wir immer auf mein Drängen hin ausstiegen, um dem großen, imposanten Hochstrahlbrunnen zuzusehen, dessen beleuchtete meterhohe Fontänen wechselnd, mal in Blau, Rosa, dann Rot, Violett und schließlich in Orange, Gelb und Grün erstrahlten. Anschließend fuhren wir mit dem B-Wagen über die Uraniabrücke in den uns verhassten zweiten Bezirk, in unsere ärmliche „Übergangsbebau-

sung“ in der Ennsgasse 4 mit Klo und Wasser am Gang. Wir wohnten ebenerdig, die Fenster gingen in den grauen Hof, in dem die Mauern noch Einschusslöcher vom Krieg aufwiesen. Man betrat die winzige Wohnung vom Hausgang aus über die völlig unzureichende Küche. Da war ein Schemel mit einem Lavoir, eine Kredenz und ein zweiflammiger Gasherd, auf dem ich mir, wenn ich nach der Schule oder vom Eislaufen oder nach dem Besuch bei meiner Schulfreundin Yvette nach Hause kam, eine Knorr-Packerlsuppe, meist mit einer hineingeschnittenen Knackwurst, zubereitete. Übrigens auch heute noch eines meiner Lieblingsessen. Nachher bereitete ich mir zwei bis drei Butterbrote mit Schinken, und anschließend gab es eine oder zwei oder mehrere kleine Bensdorp-Schokoladen, deren Schleifen ich sammelte, um sie gegen weitere Schokoladen einzutauschen. Wir hatten beim gegenüberliegenden Greißler⁵ in der Ennsgasse Kredit, da durfte ich „aufschreiben lassen“ und ich holte mir, worauf immer ich Lust hatte, meist aß ich ja leider unkontrolliert und aus Langeweile viel zu viel.

Neben dieser winzigen Küche befand sich, von einer Schiebetür aus Pressglas abgeteilt, mein Bett und ein Fenster, unter diesem ein Fach für meine Schulsachen, in dem auch das obligate Radio stand. Von diesem Mini-Zimmerchen aus führte eine Tür in das gemeinsame Wohnzimmer, in dem das Bett meiner Mutter stand, und an der gegenüberliegenden Wand der gemeinsame Kleiderkasten. Das wichtigste Möbel in diesem Raum war ein Überseekoffer zwischen den beiden Fenstern, mit einem teppichartigen, orientalisch gemusterten Überwurf, auf dem an die Wand gelehnt ein Spiegel stand. Da lagen Kamm und Bürste und daneben ein altmodischer Handspiegel, viele Fläschchen, ein Flacon mit der Aufschrift Soothing-Lotion (von Elizabeth Arden, glaube ich) und Lippenstifte, Mascara, und eine wunderschöne, aufklappbare Puderdose mit Innenspiegel. Das war Mammis Schminktisch. Dieser diente mir, wenn ich allein zu Hause war, als Experimentierfeld der Schminkkunst, der ich mich mit Begeisterung heimlich hingab.

In diesem Koffer fand ich eines Abends, als Dreizehnjährige, Briefe in einer „Übergangsschrift“ von Kurrent zu moderner Schreibweise, die sicherlich nicht für mich bestimmt waren und die ich heimlich und mühsam entzifferte, wofür ich einige Abende brauchte und deren Inhalte mir bestimmt nicht guttaten. Lange Jahre hatte ich darüber geschwiegen, vor allem aber meiner Mutter gegenüber niemals ein Wort über diese Briefe verloren. Auch sie selbst hatte diese nie erwähnt. Erst nach ihrem Tod fand ich sie gebündelt unter ihrem Nachlass wieder.

Das Bücherregal hinter dem Kopfende des mütterlichen Bettes beherbergte

5 Anm. der Autorin: Lebensmittelhandlung

einen großen Schatz unveröffentlichter Musterexemplare an Langspielplatten, aus der „Columbia“, dem großen, internationalen Musikverlag, in dem meine Mutter als Chefsekretärin arbeitete.

Als knapp Siebzehnjährige war sie mit einem Kindertransport von Wien nach England den Nazis gerade noch entkommen, die Matura oder ein sonstiger Schulabschluss waren ihr als Jüdin verwehrt gewesen. Nachdem sie 1946 nach ihrer Rückkehr aus London als Fremdsprachen-Korrespondentin bei der HIAS, einer jüdischen Hilfsorganisation, und anschließend in der Thea, einem Autohaus, gearbeitet hatte und bei Harry Brauns Schreibmaschinenfirma zur Sekretärin aufstieg, konnte sie sich dank ihres Charismas, ihrer Intelligenz und ihres einnehmenden Auftretens auch aufgrund ihrer Schönheit und bescheidenen Vornehmheit beruflich qualifizieren. Nach einem kurzen Intermezzo als Sekretärin in einer Kronenkorkenfabrik, deren Besitzer nach Australien ausgewandert war und sie gerne mitgenommen hätte – ob ihrer Tüchtigkeit oder doch, weil er in sie verliebt gewesen war? –, wurde nun die Krönung ihrer Berufskarriere diese Stellung als Chefsekretärin in der Musikbranche. Viele österreichische Jazzmusiker, die ich später kennenlernte – wie Oscar Klein, Hans Salomon, Erich Kleinschuster und Bertl Maier sen., Joe Zawinul und viele andere, die sie im Laufe ihrer Tätigkeit betreut hatte –, erinnerten sich an meine schöne charmante Mutter, was mich mit großem Stolz erfüllte.

Das war zwar alles sehr ehrenvoll und spannend, doch die Gehälter für Frauen waren in den Fünfziger-, Sechzigerjahren niedriger als niedrig. Geldsorgen gehörten zu unserem Alltag, es ging sich nie gut aus. Sehr oft besuchte meine Mutter ihre geliebten Konzerte auf Stehplatz, um die großen Werke unter den großen Dirigenten dieser Zeit genießen zu können. Monatlich zahlte sie in eine ominöse Genossenschaft ein, um uns eine Eigentumswohnung zu sichern, die erst nach bangen dreizehn Jahren Wartezeit endlich fertiggestellt und beziehbar wurde. Zu dieser Zeit aber waren sie und auch ich nicht mehr darauf angewiesen. Diesen Umstand werde ich später noch kommentieren.

Unsere Substandardwohnung in der Ennsgrasse war nicht weit vom Wurstelprater entfernt, wo es die Ständeln mit den Cevapcici (die auf der Holzkohle), die Wägelchen mit gegrilltem Kukuruz, die fahrbaren Fässer mit den eingelegten Salzgurken und die bunten, auf Stangen gesponnenen Zuckerwatten gab. An den Wochenenden kehrten wir manchmal auf eine gebratene Stelze ins legendäre Schweizerhaus ein. „Nicht gerade kosher“, schmunzelte meine Mutter, der allerdings immer etwas mulmig im Magen wurde, vor allem, wenn wir nachher auf mein Betteln hin mindestens zweimal mit der Hochschaubahn fuhren. Wenn es dann nach Hause ging, waren das die Abende, an denen ich nicht allein war. Wie schön, wie liebesbedürftig und wie hektisch ich diese

Zeit nicht enden lassen wollte. Es war schwer, mich zum Schlafen zu bringen, wie aufgezogen erzählte ich, stellte noch und noch Fragen und wollte einfach nicht zu Bett gehen.

Den Alltag selbstständig zu bewältigen, war ich gewohnt. Um sich morgens und abends zu waschen, musste eine Kanne Wasser vom Gang geholt werden. Dieses wurde auf dem Gasherd erwärmt und in das bereitgestellte Lavoire gegossen. Das verbrauchte Wasser wurde anschließend ins Gang-Klo, das wir mit der Hausbesorgerin teilten, geschüttet.

Nachdem ich meine komplizierte Abendtoilette hinter mich gebracht hatte, kuschelte ich mich in meine Tuchent und im Winter noch in meine rosa Decke und drehte das Radio auf. Wenn sich das Eingangstor des Hauses quietschend öffnete und ich die klappernden Stöckelschuh-Schritte meiner Mutter im Gang vor unsrer Wohnungstür hörte, drehte ich schnell ab, knipste die Nachtlampe aus und stellte mich schlafend. Sie ging dann auf Zehenspitzen an meinem Bett vorbei in ihr Zimmer. Manchmal hörte ich sie dann noch leise telefonieren. Sie tat mir sehr leid, denn ich wusste ja, sie hatte bessere Zeiten erlebt. Sogar in der Emigration waren die Wohngelegenheiten angenehmer gewesen. Wenn ich heute daran denke, kommen mir die Tränen, die ich damals natürlich nicht weinte, denn zu meinem Mitleid mischte sich auch Zorn über diese Armut und dass ich kein schönes Zuhause hatte, keine „richtige“ Familie wie die anderen Kinder in der Schule, weil meine Mammi ja meinen Papa verlassen hatte und meine Großeltern ermordet worden waren!

Mein Ersatz für dieses „Familiengefühl“ war die Radiofamilie mit Helly Servi und Vilma Degischer und Guido Wieland und Kurt Sowinetz und wie sie alle hießen. Der Sender Rot-Weiß-Rot spielte die Kabarettssendungen mit Helmut Qualtinger, Gerhard Bronner und Luise Martini, Maxi Böhm, Karl Farkas und Ernst Waldbrunn, Elly Naschhold, Cissy Kraner, Peter Wehle und Georg Kreisler und so vielen anderen, denen ich begierig lauschte. Nicht alles verstand ich, dennoch, alle diese Figuren waren meine Heldinnen und Helden.

Wir waren nicht gerade gesegnet mit irdischen Gütern und mein ganzer Stolz war mein „geheiligter“ Plattenspieler, den ich zum elften Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Auf diesem spielte ich Mammis Vinyl-Platten ab. Ich genoss Musik aus allen Sparten, von der Matthäus-Passion über Bill Haley und die Platters bis Elvis Presley. Bach-Kantaten gesungen von Gérard Souzay begeisterten mich ebenso wie die Jazzplatten mit Ella Fitzgerald und Louis Armstrong. Fado aus Portugal und Beethoven-Klavierkonzerte, gespielt von Swjatoslaw Richter und Claudio Arrau, begleiteten mich in die Nacht und in meine Träume. Das alles, wie schon erwähnt, leider im Alleingang, den ich aber nicht missen möchte; intensiver kann ein Kind Kultur doch nicht erleben. Ein bisschen durcheinander und dennoch ohne Ablenkung. Bei so einem viel-

fältigen Angebot kam allerdings die Schule etwas zu kurz, da wurde leider nicht viel Interessantes geboten.

Einige Berufsziele, die ich hätte aufzählen können, hätte man mich damals gefragt: Schauspielerin, Richterin, Sängerin und Schriftstellerin.

Kindertagebuch 1

Ich bin anders als die anderen Kinder. Ich brauch deswegen in der Schule auch nicht beten, in der Früh. Mein Religionsunterricht ist ein paar Gassen weiter, über den Praterstern, in der Novaragasse, die ist auch im 2ten Bezirk, wo wir wohnen. Jeden Donnerstag um 5h Nachmittag. Dort lerne ich von Adam und Eva und vom „Heiligen Land“ und Hebräisch lesen und beten. Meine Mama kennt sich da nicht aus, weil sie hat nie Religion gelernt, und so weiß sie auch nie, wann die Feiertage sind, trotzdem sie auch Jüdin ist wie ich und deswegen aus Österreich weggelaufen ist, aber da war sie schon 17 Jahre alt. Wenn ich sie daran erinnere, dass Pessach ist oder Purim oder so ..., ist das gar nicht so einfach, weil ich doppelt schulfrei hätte. Aber wir halten die jüdischen Feiertage nicht auch noch, weil ich eh nur allein zu Hause wäre. Zu Weihnachten stellt sie aber jedes Jahr unseren wunderschönen Chanukka-Leuchter unter den kleinen geschmückten Tannenbaum (den hab ich mir gewünscht, weil alle anderen Kinder auch einen haben), weißes Engelhaar und weiße Glaskugeln und weiß eingewickelte Süßigkeiten, jeden Tag nur ein Stück? Ha-Ha-Ha. Acht Tage lang zünden wir an der Chanukkia die bunten Kerzen an, und auch die am Baum, die weißen, weil das so hübsch aussieht. Ich hab meine Mammi dann immer sehr lieb und das gehört nur uns. Vor dem Schlafengehen schmiert sie mich gerne mit einer Creme ein, das ist mir nicht so angenehm, aber es ist schön, weil sie Zeit für mich hat. Da halt ich dann immer die Luft an. Manchmal singt sie mir was vor, „schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein“ und weil sie sonst fast nie singt, weil sie ja nicht immer da ist, kommt uns das beiden ein bisserl komisch vor. Ich kann leider nicht so schön singen wie sie.

Schottland – Bomben – erste Freundinnen – 1943 bis 1946

In Glasgow, einer Industriestadt, die angeblich nicht viel aufzuweisen hat, erblickte ich sozusagen im Vorübergehen 1943 das Licht der Welt. Tatsache ist, dass ich seit dieser schottischen Geburt nie wieder einen Fuß auf diesen Landstrich gesetzt hatte.

Meine erste Kindheit bis zum vierten Lebensjahr verbrachte ich anschließend in London, mit kürzeren und längeren Unterbrechungen wie zum Beispiel meiner Evakuierung: Auf Anordnung der britischen Regierung mussten alle Kleinkinder zum Schutz vor den deutschen V2-Raketen aus der Stadt hi-

nausgebracht werden. Am 16.8.1944 kamen wir Kinder also im „Max Poffle House“ an. Dieses alte Schloss, im Baronial-Stil des 19. Jhdt. errichtet, mit seinen typischen Türmchen und Zinnen, soll in einem desolaten Zustand gewesen sein. Die britischen Streitkräfte hatten, bevor wir es „okkupierten“, dort zuvor Ausbildungen abgehalten und die Betreuerinnen von uns Kindern und Babys mussten ganze Arbeit leisten, um die Riesensäule bewohnbar zu machen.

Wir blieben dort bis Mai 1945. Ich habe keinerlei Erinnerungen daran, nur wundere ich mich, dass in meinen Träumen sehr oft riesige hohe Räume mit großen Türen und Fenstern und verblichene Tapeten vorkommen, in denen ich ganz klein und irgendwie verloren herumliege. Der immer wiederkehrende Traum, fest eingewickelt, ja eingeschnürt zu sein und dass es mir nur mit Aufwendung all meiner Kräfte gelingt, mich herauszuschälen aus diesem undefinierbaren Gefängnis, scheint Indiz dafür zu sein, dass ich mir schon sehr früh selbst helfen musste.

Jahre später versuchte ich mit meinen Freundinnen, der Psychoanalytikerin Johanna Wagner-Fürst, in meiner Erinnerung „Hanni“ genannt, und Elizabeth Toni Spira, alias Toni, der Journalistin und Verfasserin von so vielen Alltagsgeschichten, die mit mir gemeinsam evakuiert gewesen waren, die Vorkommnisse während dieser Zeit zu recherchieren. Hannah Fischer, die damals blutjunge Kindergärtnerin, und deren ebenfalls junge Assistentinnen erzählten uns später ein wenig, jedoch waren es nur bruchstückartige Splitter, kleine Begebenheiten, Andeutungen, die wir ergatterten. Auch unsere Eltern hielten sich da bedeckt, nicht viel wurde berichtet. Ihre Schuldgefühle ob der langen Trennung waren vorherrschend, obwohl es ja gar nicht anders möglich gewesen wäre. Unsere jungen Leben wurden geschützt, denn die Todesopfer durch die Bombeneinschläge in London waren unzählige. Hannah Fischer, die nach ihrer Rückkehr auch in Wien als Kindergärtnerin arbeitete, berichtete mir, nachdem sie wieder einmal einen Konzertauftritt von mir besucht hatte, dass ich als der blondgelockte, braunäugige, ständig tanzende kleine Star im London-Kindergarten ein „so bezauberndes, hübsches Kind“ gewesen war. Dies hatte mir auch meine Mutter mit tränenumflorter, wehmutsvoller Stimme bei jeder passenden, aber vor allem auch unpassenden Gelegenheit versichert. (Mit der Betonung auf „gewesen“ hab ich mich noch lange Zeit herumgeschlagen.)

An vieles erinnere ich mich vielleicht durchmischt, denn erzählt wurde mir ja einiges aus meinen Kindertagen – was da Erinnerung oder Überlieferung ist, bleibt dahingestellt.

Der typische Geruch Londons ist mir aber noch heute gegenwärtig, und als ich viele Jahre später gemeinsam mit meiner Freundin, der Historikerin

Martha Keil,⁶ diese Stadt besuchte, gab es da noch einige verschwommene Verknüpfungen, vor allem die blau gekachelten U-Bahn-Abgänge und die Weidenbäume vor dem Londoner Zoo, wo eine Katze auf den Zweigen bei mir damals als Kind mehr Begeisterung entfacht hatte als all die exotischen Zootiere, die ich mit meinen Eltern an diesem Tag begutachtet hatte.

Schon von früher Kindheit an hatte ich einen eigenen britischen Pass. Von dem Foto blickt ein sehr selbstsicher lächelndes dreijähriges Mädchen, dem man ansieht, dass es noch viel vor hat im Leben, mit einem neugierigen Zug um die Mundwinkel und herausfordernd geblähten Nasenlöchern, in eine ziemlich spannende, interessante Welt, die es zu entdecken gilt. Dieser Pass spielte später eine wichtige Rolle in meinem Leben, half er mir doch darüber hinweg, in so vielen Belangen „nicht dazuzugehören“, anders zu sein als andere, aber tatsächlich auch ganz anders zu leben als die neuen Kinder in meinem neuen Umfeld in Wien.

„Ich bin Schottin“ zu sagen, erfüllte mich mit ungeheurem Stolz, denn so stand es ja auch schwarz auf weiß – „British subject by birth“ – in meinem ganz eigenen Pass, diesem Büchlein aus dunkelblauem Pressleder mit dem goldenen gekrönten Löwen und dem märchenhaften Einhorn drauf, die beide aufrecht stehend das Wappen stützen, auf dem in französischer Sprache geschrieben steht: „honi soit qui mal y pense“.

Ich wuchs in einer für mich trotz Krieg, politischer Wirren und Ungewissheit geborgenen Atmosphäre des Zusammenseins auf. Auch während der zeitweisen Trennung von den Eltern und in den provisorischen Wohngemeinschaften waren da immer auch andere Kinder, mit denen ich spielen konnte. Ansonsten war ich umsorgt von Erwachsenen, die das kleine, entzückende und vor allem fröhliche Mädchen wahrnahmen, es herzten und liebten. Später in Wien, den Jahren meiner zweiten Kindheit und der darauffolgenden Pubertät, war diese Zeit umschattet vom nostalgischen Gefühl einer bereits verloren gegangenen Schönheit, gekoppelt mit dem Verlust meiner ersten Heimat und ziemlich bald auch einer aufgelösten Klein-Familie sowie der Trennung von meinen ersten Freundinnen Hanni und Toni, die ich dann beide zum Glück viel später wiedertreffen sollte.

6 **Martha Keil** lebte nach der Matura ein Jahr lang in Israel. Sie studierte zunächst die Sprachen Französisch und Spanisch, danach Geschichte und Judaistik in Wien und Berlin. 1988 wurde sie mit der Dissertation „normals bey der judenn zeitt“ zum Dr. phil. promoviert. 2002/03 war sie Trägerin des Charlotte-Bühler-Habilitationsstipendiums des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung. 2007 erhielt sie die Venia Legendi für Österreichische Geschichte an der Universität Wien. Sie ist am Institut für Österreichische Geschichtsforschung der Universität Wien und am Centrum für Jüdische Studien an der Universität Graz tätig. 1988 wurde sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Juden in Österreich in St. Pölten. Von 1995 bis 2004 war sie stellvertretende Direktorin, seitdem ist sie Direktorin der Einrichtung. Ihr Forschungsschwerpunkt ist die Geschichte der Juden im Mittelalter. Quelle: Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Martha_Keil, abgerufen am 15.12.2022.

Kindertagebuch 2

Die Reise in die Evakuierung⁷ soll ja sehr aufregend gewesen sein. Wir waren zwanzig Babys und nur drei ganz junge Kindergarten-Tanten. Der Zug war viele Tage unterwegs. Durch Gebirg und Tal. Über London sind die deutschen V2 RAKETEN geflogen, aber wir waren gerettet. Es war ein altes Schloss, auf altem schottischen Land, wo wir untergebracht waren. Da hatten vor uns viele edle Lords und Ladys gehaust. Leider kann ich mich an nichts erinnern. Meine Mama und mein Papa sind nicht mitgekommen. Das hat die Partei nicht erlaubt. Die mussten ja arbeiten. Die Partei, das war die Beschützerin von Mama und Papa und mir, oder so was Ähnliches. Damit man später wieder in die Heimat zurückkehren kann und sie sozial aufgebaut wird. Wir waren also sehr gut aufgehoben, weil die drei Kindergarten-tanten sehr lieb waren. Ich habe zwei Schwestern dort gehabt ... Aber keine richtigen ... Wir haben uns aber sehr liebgehabt. Eine hat Hanni geheißen und die andere Toni. Da war ein großer Park und das alte Haus steht heute noch. Einmal hat ein Baby eine Tollkirsche gegessen, das ist dann leider gestorben. Alle Kinder waren viele Monate dort, meine Eltern haben mich dann abgeholt. Mein Papa soll sich sehr gekränkt haben, denn ich habe ihn nicht sehr freundlich begrüßt. Vielleicht hab ich ihn nicht gleich erkannt? Das hat mir meine Mammi erzählt, aber vieles, was sie erzählt hat, bring ich leider durcheinander.

Flucht – Quäker – Ohrfeigen – 1938/39

Den schweren Kriegszeiten waren meine Eltern ja nicht entkommen, sehr wohl aber der Vernichtung durch die eigenen Landsleute in Wien. Sie waren 1938/39 „gerade noch davongekommen“.

Dank der Initiative von Quäkerorganisationen,⁸ die unauffällig, ohne sich politisch zu äußern, tausenden jüdischen Kindern aus Deutschland und Österreich die Flucht nach England ermöglichten, waren meine Eltern als Siebzehnjährige mit einem der von Dezember 1938 bis November 1939 organisierten Kindertransporte⁹ nach England entkommen. In Wien hatte sich mein Vater

7 Anm. der Autorin: Evakuierung (Kindersprache)

8 Die **Quäker** sind Mitglieder einer christlichen Religionsgemeinschaft. Diese wurde von dem Handwerker und Laienprediger George Fox (1624–1691) in der Mitte des 17. Jahrhunderts im Nordwesten Englands nach dem Englischen Bürgerkrieg gegründet. Ihre meisten Mitglieder leben heute in Großbritannien, Nordamerika und Afrika. Quelle: Wikipedia, <https://de.wikipedia.org/wiki/Qu%C3%A4kertum>, abgerufen am 15.12.2022.

9 Als **Kindertransport** (auch „Refugee Children’s Movement“) gilt international die Ausreise von über 10.000 jüdischen Kindern nach Erlass der Nürnberger Gesetze aus dem Deutschen Reich. Auf Initiative jüdischer Organisationen und der Quäker wird der britische Premierminister Neville Chamberlain im November 1938 ersucht, jüdische Kinder aus Österreich und Deutschland nach Großbritannien einreisen zu lassen. Großbritannien wurde schließlich auch das Hauptzielland der Kindertransporte. Quelle: Wikipedia, <https://de.wikipedia.org/wiki/Kindertransport>, abgerufen am 15.12. 2022.



Familie Kolm – meine Mama Elfriede mit ihren Eltern Helene und Emil 1936

*Großvater väterlicherseits
Julius Schwarz*



Großvater mit Georg und Walter



Meine Großmutter Helene Kolm, als sie noch Kohn hieß



Mein Papa Georg Schwarz



*Meine Mama in den
1950er-Jahren*

Großmutter väterlicherseits Vilma Schwarz mit den Söhnen Peter, Georg und Walter

Georg in der Tanzschule als begabter „Eintänzer“ sein Taschengeld verdient, indem er mit den sogenannten Mauerblümchen die Walzer, Foxtrotts und English Waltz übte. Als dann die Nazis immer häufiger Razzien durchführten, war er eines Tages, wie so viele andere, von der Straße weg arretiert worden. Von November 1938 bis Jänner 1939 wurde er – da er nicht nur jüdisch war, sondern verdächtigt wurde, sich politisch zu betätigen – auf der Polizeistation in der Boltzmanngasse inhaftiert. Einen dieser Beamten, der dort für Ordnung sorgte, erkannte er als seinen Tanzlehrer, der sich sichtlich auch noch auf andere Weise sein Brot verdiente. Dieser holte ihn eines Abends in die Polizeistube, schlug seinem Liebblingsschüler ins Gesicht, beschimpfte ihn und prügelte ihn durch einen Hinterausgang aus dem Polizeilokal. Vor der Türe beschwor er ihn wütend, so schnell wie möglich zu verschwinden, unterzutau- chen und sich ja nicht mehr blicken zu lassen. Er hatte ihm auf diese drastische Weise wohl das Leben gerettet.

Mein Großvater väterlicherseits, Julius Schwarz, hatte zwar am 12. Mai 1938 für die ganze Familie einen Ausreiseantrag nach Buenos Aires/Argentinien ge- stellt, aber dem wurde leider nicht stattgegeben. Die Nazis hatten ihn all seiner Ersparnisse beraubt und seine Firma liquidiert, deshalb konnte seine Ausreise nicht finanziert und somit auch nicht bewilligt werden. Da die Papiere für die Ausreise meines Vaters nach England – als ältester der drei Kinder (er war sieb- zehnte) – aber schon vorbereitet waren, kam dieser mit einem der letzten Kinder- transporte dort an. Seine Brüder Walter (fünfzehn) und Peter (dreizehn) sowie Vater Julius und Mutter Vilma sollten nachreisen. Aber da war nichts mehr zu machen. Der Krieg war ausgebrochen, die Grenzen wurden dichtgemacht und wie so vielen von den wenigen, die dem Naziregime entkamen, war es auch mei- ner Mutter nicht mehr möglich gewesen, ihre Angehörigen zu retten. Mein Großvater Julius war zwar noch nach Palästina entkommen, aber auch von dort war die Rettung seiner Familie, die er vor Ort anstrebte, nicht mehr möglich.

Der Rest der väterlichen Familie verbrachte eine Übergangszeit (entsetz- lich genug) in Theresienstadt (dem Vorzeigelager der Nazis) und dann ging es ab nach Auschwitz.

Die Eltern meiner Mutter, Emil und Helene Kolm, flüchteten nach Belgien,¹⁰

10 Verfolgung und Rettungswiderstand: Untergetauchte Wiener Juden und Jüdinnen in Belgien 1940–1945. Untersuchungsgegenstand des Forschungsprojekts ist das Schicksal jüdischer Emigrantinnen und Emigrantinnen im besetzten Westeuropa während der NS-Zeit. Eine sehr hohe Zahl von politisch und ras- sistisch Verfolgten aus Österreich floh nach dem „Anschluss“ nach Belgien, das als Exilland österreichischer Juden und Jüdinnen immer noch wenig erforscht ist. In Belgien hielten sich im Verhältnis zur Gesamtbevöl- kerung besonders viele jüdische Flüchtlinge auf. Bei der im Sommer 1942 massiv verschärften Judenverfol- gung sollten sie unter der Tarnung „Arbeitseinsatzbefehl“ als erste Gruppe systematisch deportiert werden. Als einzige Überlebensebene blieb vielen nur die Flucht in den Untergrund, ein Leben im Versteck, als „U-Boot“ in einem fremden Land. Quelle: Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozi- alismus, <https://www.nationalfonds.org/detailansicht/5624>, abgerufen am 15.12.2022.

wurden aber von den Nazis eingeholt. Es gab jedenfalls bald kein Lebenszeichen mehr von ihnen ... erst viel später erfuhr ich, wo sie umgekommen waren: in Auschwitz! „Umgekommen“, das war die Umschreibung für ermordet.

Kindertagebuch 3

Als wir noch in England waren, war ich nicht so anders. Da waren alle Kinder gleich. Jüdische Kommunistenkinder mit ihren glücklichen Eltern. Weil sie entkommen sind.

Wenn du Eltern hast, bist du nicht so allein. Aber mit meiner Mama ist es auch schön, wenn sie da ist. – Großeltern!!!??? – Das ist vielleicht angenehm und auch praktisch, aber ich hab nur mehr einen Großvater vom Papa, der ist sehr komisch, und er wohnt auch weit weg, so wie der Papa. Meine Großmutter, Mamas Mama, war sehr schön und sie hatte immer ein passendes Sprichwort auf den Lippen. Ich habe zwei Fotos von ihr, da sieht man aber nicht ihre dichten wunderschönen, langen, kastanienroten Haare, weil es ein Schwarz-Weiß-Foto ist und sie einen Hut trägt. Mein Großvater hat Emil geheißen, aber sie sind beide in Auschwitz geblieben. In England haben wir nur Englisch gesprochen und lustige Gedichte aufgesagt; und wir haben sehr schöne Lieder gesungen.

„My Bonnie is over the ocean, my Bonnie is over the sea ... my Bonnie is over the Ocean, oh bring back my Bonnie to me to me, bring back bring back oh bring back my Bonnie to me.“

Das haben wir immer gemeinsam gesungen mit dem Papa. Mammi hat eine sehr schöne Stimme, auch mein Papa. Ob das vor meiner „Evakirung“ war oder nachher, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, nachher, weil vorher war ich ja noch zu klein.

Krieg – Streitgespräche – Schnitzeessen

In England waren es die Kommunisten, die sich der Organisation „Young Austria“¹¹, dem Verein, der sich der österreichischen Emigranten angenommen hatte, anschlossen. Sie waren schon erprobt im Kampf gegen den spanischen und italienischen Faschismus und boten eine Alternative gegen den Nationalsozialismus.

Sie veranstalteten kulturelles und geselliges Beisammensein, und so bewahrten sie meine Mutter davor, ins „Schlüpfrige abzugleiten“. Es war unter

¹¹ Anm. der Autorin: Das „Young Austria“ war anfänglich keine parteipolitische Organisation. Sie wurde von österreichischen Emigranten gegründet, um jungen Menschen zwischen 14 und 20 Jahren, die ihre Heimat verlassen mussten, eine konkrete und effektive Unterstützung zu geben. Diese Organisation wurde bald von den Kommunisten dominiert, die sich im Kampf gegen den Faschismus besonders profilierten.



*Hochzeitsbild meiner Eltern
Elfriede und Georg Schwarz*

den Jugendlichen in London damals üblich, an den Abenden in Hotelhallen herumzusitzen, da war es geheizt, und die jungen Mädchen schlossen Bekanntschaften. Alles lief zwar noch sehr gesittet ab, dennoch, die Klubbätigkeit der kommunistischen Agitatoren war letztendlich doch interessanter, man sprach Deutsch und außerdem war man unter seinesgleichen. Meinen Vater bewahrten die politischen Aktivitäten vor einer zweifelhaften Karriere: Zigarettenautomaten knacken und ähnliche Unternehmungen waren die von dubiosen Banden Kleinkrimineller ausgeführten Aktionen gewesen, wobei ihm als Anfänger und Ausländer zum Glück noch nicht mehr als „Schmiere stehen“ aufgetragen wurde.

Das Schönste aber war, jedenfalls für mich, die ich sonst nicht auf der Welt wäre: Sie hatten sich unter den Fittichen der politischen Funktionäre dort kennen und lieben gelernt.

Die neue Freiheit war natürlich sehr aufregend für diese jungen Emigranten und sicher auch teilweise genussvoll. Denn trotz aller Trauer über die Vertreibung und die Trennung von den Eltern waren sie jung und neugierig auf das Leben, sie waren aus dem gutbürgerlichen, behüteten Zuhause entwach-

sen, entwichen in eine unbekannte, interessante, spannende Welt. Wie hätten sie das volle Ausmaß der sich anbahnenden Katastrophe ahnen sollen? Die Kriegsstimmung war beängstigend, der Antisemitismus bedrohlich und der Kampf um die Existenz war schwer, aber das tägliche Leben bot Abwechslung und es war ja alles nur auf Zeit. Sie lebten auf Absprung, und im Hinterkopf war das Zurückkehren programmiert. Es war auch nicht, wie für so viele ältere Emigranten, das Aufbauen einer neuen Existenz gefragt, man war nur etwas früher als gedacht ins volle Erwachsenenleben gesprungen, ein geplantes Studium wurde auf später verschoben, wenn alles vorüber wäre. Sie mussten dann, als es losging, wie alle anderen auch unter lebensbedrohlichen Umständen bei den Bombengeschwadern und den Angriffen der berüchtigten deutschen V2-Raketen in den Luftschutzkeller flüchten. Aber, wie meine Mutter später in Bezug zur antisemitischen Verfolgung in Österreich zu sagen pflegte: „In England hatte man uns Juden nicht die Menschenwürde versagt.“

Den Alltag und das praktische Leben vieler dieser jungen Flüchtlinge bestimmte also mehr oder weniger die kommunistische Partei. Für die verlockenden Ideen Humanismus, Gleichheit und Brüderlichkeit (Schwesterlichkeit am Rande) setzte sich damals fast jeder politisch denkende und vor allem solidarisch empfindende Emigrant ein – war man doch an die Grundsätze der Französischen Revolution erinnert, die vor gar nicht allzu langer Zeit in der 6. Klasse des Gymnasiums durchgenommen worden waren.

Das Judentum, die jüdische Religion, spielte keine große Rolle, man war mehr oder weniger assimiliert aufgewachsen und erzogen worden. In der Familie meines Vaters wurden zwar noch die jüdischen Feiertage eingehalten, doch die Eltern meiner Mutter hatten ihre Tochter konfessionslos aufwachsen lassen, man war sozialdemokratisch orientiert und hatte naiverweise im Jahre 1930 den Familiennamen Kohn auf Kolm geändert! Für die rassistischen Antisemiten war das jedoch völlig belanglos.

„Jud bleibt Jud!“

Also bemerkte meine Mutter frei nach Kurt Tucholsky:

„Ich bin stolz darauf, Jude zu sein, wenn ich nicht stolz bin, bin ich auch Jude, also bin ich lieber gleich stolz.“

Aber zurück zur neuen, modernen „Religion“ :

Die Bindung meines Vaters zur Kommunistischen Partei hatte schwerwiegende Folgen. Meine Mutter zog sich zurück, denn sie wollte von dieser politischen Ausrichtung, die er als Berufsweg einschlug, nichts wissen. So hatten sich meine Eltern bald nach der Rückkehr aus England scheiden lassen.

„Die KPÖ hat unsere Ehe zerstört“, hieß es von Seiten meiner Mutter. So wuchs ich denn auf, im Hader gegen die Kommunisten und in abgöttischer Liebe zu meinem „verführten“ Vater. Als dieser viele Jahre später mit seiner

zweiten Frau Hansi eine befreundete jüdische Familie, die nach dem Krieg in England geblieben war, besuchte, erhob er sich eines Abends während der Übertragung einer Parade, die auf dem Fernsehschirm lief. Er stand da eine Weile regungslos, wie angegossen, kerzengerade, mitten im Wohnzimmer, und auf die Frage der erstaunten Freunde antwortete er: „Es ist der Geburtstag der Queen!“ Und auf ungläubiges Kopfschütteln und fragende Gesichter fuhr mein nun ideologisch nicht mehr so sattelfester Vater fort: „Es ist immerhin das britische Empire, dem wir unser Leben verdanken!“

„Ach, wenn ich euch nur zuhöre!“, seufzte er Jahre später in Wien. „Wir wussten noch, wofür und wogegen wir waren!“

So weit seine empörten Worte, wenn ich zum sonntäglichen Mittagessen bei ihm und seiner Frau Hansi mit meinen beiden Halbbrüdern Peter und Fredi und meinen und deren jeweiligen Freunden und Freundinnen zusammenkam und bei diesen Besuchen oft eifrig über die jeweiligen politischen Ereignisse im Land diskutiert wurde.

Nach dem Essen, das mein Vater mit viel Liebe und in der Küche Chaos hinterlassend zubereitet hatte, zumeist Schnitzel mit Erdäpfelsalat, und während Hansi ohne Murren die Küche wieder in Ordnung brachte, pokerten wir mit Leidenschaft um die hohen Summen von 1 bis 5 Groschen. Wenn uns die Münzen ausgingen, setzten wir kleine Papierzettel ein. Wir verschuldeten uns manchmal bis zu der beträchtlichen Summe von ungefähr 5 Schillingen, die wir aber zumeist kulanterweise den Verlierern gegenseitig nachließen.

Aus seiner Kindheit konnte oder wollte mein Vater (vielleicht waren die Erinnerungen zu schmerzhaft) nicht viel berichten, außer über Lausbubenstreiche mit seinen zwei Brüdern, wie heimliches Aushöhlen von für seine Bar Mitzwa¹² in der „Speis“ gelagerten Torten, oder wie nach einem Zirkusbesuch auf den neu angeschafften Betten Kunststücke geübt wurden und sich die Brüder in den akrobatischen Darbietungen der bewunderten Artisten versuchten, bis die Metallgitter der Betten durchgebogen waren. Sie drehten diese um und turnten auf der Rückseite der ausgeleiterten Netze in der Absicht, sie hoffentlich wieder in ihre Urform zurückzubilden. Die Mutter schleuderte in ihrer Verzweiflung den Suppenschöpfer nach ihnen, der aber landete in der Pendeluhr.

Eines Tages wurde mein Vater als Dreizehnjähriger beim Fußballspielen verletzt, der Ball hatte seinen Kopf gestreift und er lag einige Tage im Koma.

12 **Bar Mitzwa** oder **Bar Mizwa** (von aramäisch בַּר ‚Sohn‘ und hebräisch הַצְּבָה ‚Gebot‘), für Mädchen **Bat Mitzwa** oder **Bat Mizwa** (hebräisch בַּת הַצְּבָה ‚Tochter des Gebots‘), bezeichnet im Judentum die religiöse Mündigkeit. Jungen erreichen sie im Alter von dreizehn Jahren, Mädchen im Alter von zwölf Jahren. Bar und Bat Mitzwa bezeichnet sowohl den Status als auch den Tag und die Feier, an dem die Religionsmündigkeit eintritt. Quelle: Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Bar_Mitzwa, abgerufen am 15.11.2022.

„Heute ist Mamas Tag“, mit diesen Worten wachte er pünktlich zu deren Geburtstag auf.

Ja, mit der Kraft der internationalen Solidarität den Kampf zu führen gegen eine mörderische Ideologie voller Hass und Verachtung, der sie ja am eigenen Leibe ausgesetzt gewesen waren: Das war damals in England während der Nazizeit das Ziel gewesen! Wie einfach, wie abenteuerlich und mutig das klingt!

Das war der große Traum meines Vaters, der ja zum Teil in Erfüllung ging, aber eben nur zum Teil. Bei den oft heftigen Diskussionen am sonntäglichen Mittagstisch ging es um die Auseinandersetzungen bzw. um „Rechthabereien“, wie ich diese aussichtslosen Haarspaltereien rückblickend benennen würde, zwischen KPÖ, MLS (Marxistisch-Leninistischen Studenten), Trotz-kisten und SPÖ-Anhängern in diesen romantisch-revolutionär „verfärbten“ 68er-Jahren des 20. Jahrhunderts.

Konkret in den Verlauf der Weltgeschichte einzugreifen, war in der Diaspora ein ernst zu nehmendes Ziel gewesen. Solche und ähnliche Erwartungen bestimmten damals in der Fremde die Kreativität und den Elan der Betroffenen, schürten vor allem die Hoffnung auf ein Ende des Krieges, das man sehnlichst herbeiwünschte. Dass im Kampf gegen den Faschismus neuerlich einer Ideologie, wenn auch mit moralisch hochstehenderen Werten und Zielen, aufgesessen wurde, vor allem aber dem, was leider daraus hervorging, sollte erst im Laufe der Ereignisse begriffen werden. Aber manche erkannten diesen großen Irrtum viel zu spät. Meinem Vater brach die Enttäuschung über den „realen Sozialismus“ im wahrsten Sinn des Wortes das Herz.

Sein bester Freund und Mentor war der kurz nach ihm verstorbene Historiker Professor Dr. Herbert Steiner, mit dem er als Jugendlicher in England gleich nach der Einreise auf der Isle of Man eine Zeitlang interniert gewesen war. In Wien, nach einem seiner vielen morgendlichen Telefonate mit diesem, kam es zu einem eskalierenden Streitgespräch über den Zusammenbruch der DDR. Mein Vater beharrte auf dem Standpunkt, dass eben alles nur ein Traum gewesen war und eine gute Idee, die sich nicht verwirklichen hatte lassen, und dass es ihm das Herz bräche, da er nun erkenne, wohin das alles geführt hatte. Dann brach er zusammen.

Seine Frau Hansi, die noch schlichtend hatte eingreifen wollen, musste die Rettung alarmieren, es ging ins Wilhelminenspital, und dort erlag er dann einige Stunden später seinem dritten Herzinfarkt. Ich war noch rechtzeitig hinzugeeilt und hielt seine linke Hand und Hansi hielt seine rechte Hand. Mit Grandezza verabschiedete er sich von uns, sein Bruder Walter, der ebenfalls noch rechtzeitig dazukam, wollte ihn zurückhalten:

„Reiß dich zusammen, Georg“, rief er in altbekannter Manier. Und Herbert

Steiner kam fast zu spät. Die gegenseitige Grabrede, die mein Papa mit diesem verabredet hatte, sollte einer vor dem anderen sterben, verbat er sich angesichts der unüberwindlichen Differenzen zwischen den beiden Herren in den letzten Minuten vor seinem Tod. Und wir hielten uns daran. Wir wollten ein stilles, intimes Begräbnis, aber es kamen an die zweihundert Menschen zu seiner Beerdigung.

Kindertagebuch 4

Manchmal mischen sich Erinnerungen mit Erzählungen. Zum Beispiel: wie wir in London einmal in der Wohnung geblieben sind, weil ich im Luftschutzkeller immer geschrien habe. Das hat die Leute gestört, weil wir keine Engländer waren. Das heißt, ich schon, weil ich ja einen eigenen Pass habe mit dem englischen Löwen drauf. Mir gefällt auch die Königin Elizabeth sehr gut und die Prinzessin Anne hat genauso blonde Locken wie ich auf den Fotos. Jetzt sind meine Haare aber viel glatter und braun, so wie Kastanien, hat die Mammi gesagt. Wie die Bomben geflogen sind, war es trotzdem sicher sehr angenehm und gemütlich unter dem großen Tisch. Meine Mama, mein Papa und ich haben uns aneinandergekuschelt, so wie später einmal in Wien, da sind wir bei der Eisrevue gewesen. Das war im Freien im Wiener Eislaufverein am Heumarkt. Es war sehr kalt, mitten im tiefsten Winter, ich hab ein ganz neues Kapperl aus flauschiger orange-roter Wolle bekommen und einen passenden Schal dazu. Mammi hat einen Thermophor mitgenommen und eine dicke Decke zum Warmhalten. Danach haben wir zwei uns nicht mehr mit dem Papa getroffen, nur ich allein manchmal.

Heimreise – Feldarbeit – Reisetage

Meine Eltern hatten, wie erwähnt, zwischendurch in Schottland in der alten Industriestadt Glasgow Zuflucht gefunden, wo sie eine große jüdische Gemeinde vorfanden und wo ich – wie berichtet – zufällig das Licht der Welt erblickte. Nach meiner Geburt verfiel meine noch sehr junge Mutter in eine damals noch unbekannte postnatale Depression. Nun erst war, wie sie mir später erzählte, die Angst vor den Bombenangriffen, den Folgen des Kriegs, die Sorgen um ihre Eltern, all dies Bedrohliche auf sie hereingestürzt. Es war mein jugendlicher Vater, der voll Entzücken an meinem Bettchen weilte, mich wiegte und mich anhimmelte.

Zu dieser Zeit wohnten wir noch bei einer entfernten Großtante der Cousine meines Vaters, Tante Lizzi, ebenfalls Emigrantin; ihr Sohn hatte allerdings schon lange vor Ausbruch des Kriegs dort eine kleine Speiseeisfabrikation aufgemacht. Mein Vater verschenkte leider beim Verkauf am Straßenstand die

Hälfte der bunten wässrigen Kugeln an arme Kinder, deren sehnsüchtige Blicke sein weiches Herz nicht verkraften konnte, und war bald nicht mehr sehr gerne gesehen im Haus des Hans Schwarz, der sich schon lange John und nach seiner Frau Forthning nannte.

Wir zogen nun um in eine Wohngemeinschaft mit dem ebenfalls aus Wien geflüchteten Ehepaar Poldi und Eva Spira, und ich teilte mit der gleichaltrigen kleinen Toni Elizabeth Spira (die später eine große Karriere als Journalistin machte) den Kinderwagen. Meine Mutter war auf die „Spiras“¹³ nicht gut zu sprechen, denn es oblag ihr, uns beide kleine Mädchen zu versorgen, herumzutragen und zu beruhigen. Das Ehepaar Spira wie auch mein blutjunger Papa hatten ihre Arbeitskreise und politischen Sitzungen zu absolvieren, um Babys spazieren zu fahren blieb wenig Zeit.

Mein Vater zeigte mir später in Wien die Narben auf den Innenseiten seiner Hände, die er sich zugezogen hatte, als er als Landarbeiter dort in Schottland sein Brot zu verdienen versuchte und ihn ein durchbrennender Ochse, der den Pflug zog, einige Meter über ein Stoppelfeld geschleift hatte. Nach seinem misslungenen Debüt im bäuerlichen Ambiente hatte er sich bei der Bahn verdingt; „Come on, George, let us take a fucking cup of tea“ – dieser mehrmals am Tag geordnete Ruf zur gewerkschaftlichen Ruhepause wurde auch später bei uns in Wien zu einem von vielen Running Gags.

Als Papa als Sechzigjähriger eines Tages wieder zu besagtem Landgut kam, um seiner Frau die Orte zu zeigen, an denen er einige Fluchtjahre verbracht hatte, erkannte ihn der dortige ebenfalls sechzigjährige Bauer, der gerade auf einem Apfelbaum saß, sofort.

„George, what are you doing here?“, rief er, und sie umarmten einander herzlichst. Das Wiedersehen wurde von allen ausführlich, freudig und tränenreich gefeiert.

Landarbeit hatte meine Mutter zum Glück verweigern können, sie war zur Zeit meiner „Kleinkindheit“ in einer Munitionsfabrik am Fließband eingesetzt, da war Schichtarbeit angesagt. Was meine Betreuung betrifft, wechsel-

13 **Leopold Spira** (geboren am 2. Mai 1913 in Wien, gestorben am 20. Dezember 1997 in Wien) war ein österreichischer Publizist. Als Student engagierte sich Spira in der Zwischenkriegszeit auf der Seite der politischen Linken. Er nahm als Freiwilliger in den Reihen der Internationalen Brigaden am Spanischen Bürgerkrieg teil und saß unter dem autoritären Regime des austrofaschistischen österreichischen Ständestaats fast ein Jahr lang im Gefängnis. Den Zweiten Weltkrieg überlebte Leopold Spira im Exil in Großbritannien, wo er als Redakteur der Exilzeitschrift Zeitspiegel tätig war. Die Töchter des Paares, Elizabeth Toni und Margaret, wurden noch in Glasgow geboren. 1946 kehrte Leopold Spira mit Frau und Kindern nach Österreich zurück und wurde in Wien zu einem der führenden Intellektuellen der KPÖ. Spira gehörte mit Ernst Fischer und Franz Marek zum Kreis des Wiener Tagebuchs, der in den 1960er-Jahren eine Linie im Sinne des Eurokommunismus vertrat, weshalb er gemeinsam mit seinen Mitstreitern 1969 aus der Partei gedrängt wurde. Nach dem Tod von Franz Marek fungierte Spira bis 1988 als Chefredakteur des „Wiener Tagebuchs“ und veröffentlichte mehrere Bücher. Quelle: Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Leopold_Spira, abgerufen am 15.12.2022.

ten sich meine Eltern zwar ab, dennoch waren zuweilen auch die anderen hinzugekommenen WG-Mitbewohner, vor allem Mitbewohnerinnen zuständig. Nichtsdestotrotz, ich wurde gewiegt, geherzt und genährt, wie es einem Baby zusteht und so gut es ging. Man hatte überlebt, das war das Wichtigste. Und nun sollte es nach acht Jahren Diaspora endlich nach Hause gehen – für mich als Dreieinhalbjährige ein großes Abenteuer.

Diese „Heimkehr“ Ende 1946 von London nach Wien dauerte mehrere Tage. Da beide Elternteile, wie gesagt, oft an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Tageszeiten arbeiteten, gestalteten sich schon allein durch diesen Umstand diese Reisetage zu Feiertagen für mich, denn gar zu oft hatte ich die beiden während meines kurzen Kinderlebens nicht gleichzeitig für mich gehabt.

In Paris machten wir Zwischenstation auf unserer langen Reise, ein ganzer Tag lag vor uns: Wir kauften uns Café au lait und frische Croissants, flanieren durch die Straßen und Plätze und bestiegen den so berühmten Eiffelturm, es war ein berauschender Tag! Der Blick über Paris: „Sensationell!“, rief mein Vater begeistert, und Mammi hatte einen Schwindelanfall; und ich weiß noch genau, wie wir sie liebevoll hänselten nachher, nach dem Abstieg, und wie ich meinen kleinen rosafarbenen Elefanten an mich drückte, den mir kurz zuvor ein französischer Soldat auf dem Bahnsteig, überwältigt von meinem Charme und den Grübchen in den Wangen, mit Tränen in den Augen geschenkt hatte. Da er schließlich einer Befreiungsarmee angehörte, waren auch die Eltern restlos von ihm angetan. Er muss sehr fesch gewesen sein, denn Mammi erzählte später noch oft von dem netten Soldaten auf dem Pariser Bahnhof.

Nachts in dem großen dunklen Hotelzimmer schmiegte ich mich ganz fest an das kleine rosa Stoffstück. Da war die Stimmung umgeschlagen, es war eine beklemmende Stille zu spüren; ich glaube, dass niemand schlief in dieser Nacht. Es war, als ob Gespenster sich auf unsere Seelen gesetzt hätten, ich ahnte, etwas Unausprechliches musste geschehen sein, etwas Erschreckendes lag in der Luft, legte sich um meinen Brustkorb und verschlug mir den Atem. Was wohl in den Herzen meiner beiden so geliebten Begleiter vorging? Über einiges haben wir viel später dann Gott sei Dank noch gesprochen, aber wie es ihnen in dieser Nacht wirklich ging, bleibt unbeantwortet.

Nun war es also so weit, aus England, aus dem provisorischen Leben, aus dem Gastland, wo man sich so österreichisch gefühlt hatte, wo sie nach Bertolt Brechts Motto „Schlage keinen Nagel in die Wand“ mehr oder weniger unbeschwert gelebt hatten, kehrten sie nun heim. Im Young Austria Center hatten sie in Tanzgruppen den Engländern exotische Tiroler Schuhplattler vorgeführt, es hatte ihnen das Heimweh oft nachts das Herz abgeschnürt, und nun endlich – nach Hause!!!! Georg, mein immer fröhlicher, humorvoller, strahlen-

der, sonniger Vater, den alle liebten, hatte schon damals die Fähigkeit besessen, seine Schattenseiten gut zu kaschieren, heute aber kann ich die Angst, die Unsicherheit der beiden Heimkehrenden und vor allem auch ihre Schuldgefühle gegenüber jenen, die so viel gelitten hatten oder gar nicht mehr am Leben waren, nachempfinden.

Ja, ich muss mich sogar hüten, diese Gefühle nicht zu übernehmen, wobei mir der vom deutschen Bundeskanzler Helmut Kohl heute gängige Ausdruck „Gnade der späten Geburt“ einfällt, eine ominöse Umschreibung, die mir zutiefst ungenügend erscheint, mir aus tiefster Seele zuwider ist. Was für eine Gnade ist da gemeint? Sowohl die Kinder der Opfer als auch die der Täter haben ein Erbe angetreten, welches ich keinesfalls als Gnade, vielmehr als Last wahrnehme.

Meine ganze bewusst erlebte Kindheit hindurch schätzte ich die Menschen, denen ich begegnete, in Gedanken danach ein: „Ob das wohl ein Nazi war?“

Eigenartigerweise behielt ich diese Überlegungen für mich. Niemand sprach gerne über Zeiten, in denen die Menschenwürde Mangelware gewesen war.

Nach unserer Pariser Nacht ging am nächsten Tag die Reise weiter, unzählige Züge wurden in diesen Nachkriegsjahren verschoben oder auf Nebengleisen abgestellt, alles war kompliziert, beschwerlich und aufwendig. Für mich waren diese Ereignisse anscheinend sehr eindrucksvoll, da mit dieser Reise meine ersten konkreten Kindheitserinnerungen verknüpft sind.

Ich verbrachte die meiste Zeit im Gepäcknetz, freiwillig, denn es gab nichts Aufregenderes als dieses Schaukeln und Hüpfen. Einmal nur unterbrochen von einer langen Kotz- und Bauchweh-Phase, die ich aber glücklich überstand. Ich wunderte mich nur sehr, als es von allen Seiten losging und ich nicht wusste, wieso man auf dem Topf sitzend brav drückt, wie man's gelernt hat, und dann zusätzlich noch eine Menge aus dem Mund herauskommen kann. Ansonsten belustigte ich die Mitreisenden mit meinen Darstellungen verschiedener Variationen von Absprüngen aus dem schon erwähnten Gepäcknetz.

Wir lachten viel, vielleicht war man auch überlustig, es herrschte eine Stimmung vor, die ich im Nachhinein nicht einordnen kann. Jedenfalls ließen sich meine beiden gar nicht so besonders erwachsenen Eltern gerne von mir mitreißen, und mein Übermut war vermutlich auch Ausdruck einer nicht näher definierbaren Grundstimmung. Was sie wohl fühlten und dachten? Immerhin kehrten sie nach acht Jahren in ein Land zurück, aus dem sie brutal vertrieben worden waren. Was war inzwischen wirklich passiert? Wo waren die Eltern, Geschwister, Onkel, Tanten, Cousinen und die Freunde? Was war wahr an den Gerüchten und den Berichten? War das Unfassbare auch den eigenen Leuten

angetan worden? Wagte man überhaupt an so etwas zu denken? Vor mir haben sie damals und auch später nur selten über die Gräueltaten der Nazis gesprochen. Der Krieg war vorbei und man jubelte, aber war wirklich alles vorbei, weggewischt wie ein Spuk?

Kindertagebuch 5

Ich hab nicht viel geschlafen auf unserer Reise im Zug und meine Puppe war sehr aufgeregt. Sie hat Bauchweh gehabt, aber dann war's wieder gut, sie ist mit mir im Gepäcknetz herumgehüpft. Die Reise war nämlich sehr lange. Mama und Papa haben viel gelacht und alle Leute im Zug waren sehr lieb zu mir. Manche haben Zeitung gelesen und viel geweint. Mein Papa und meine Mama waren sehr stolz auf mich. Weil ich nicht geweint hab. Aber geraunzt hab ich schon. Manche Leute haben auch gestritten! Und sie haben Karten gespielt und Brote gegessen. Wie wir in Wien angekommen sind, waren alle sehr froh.

Wien – neue Verwandtschaft – neue Kleidchen – 1946

Die erste Begegnung mit meinen neuen Verwandten am Bahnhof in Wien war fulminant. Da war ein Mann, der fast genauso aussah wie mein Papa, nur ein bisschen größer. Walter, der um zwei Jahre jüngere Bruder meines Vaters, für den nach Ausbruch des Krieges keine Ausreise mehr möglich gewesen war, war erst kurz vor uns in Wien angekommen.

Er war nach der Befreiung aus dem Vernichtungslager Auschwitz¹⁴ im Mai 1945, knapp nach seinem zweiundzwanzigsten Geburtstag, auf Lastwägen und in Zügen tagelang, mit Unterbrechungen in Mauthausen und im Nebenlager Ebensee¹⁵, unterwegs gewesen. Die Schreckenszeit im Konzentrationslager hatte er nur dank seiner robusten Natur überleben können.

Es war von beiden Seiten Liebe auf den ersten Blick. Die Brüder Walter (mein neuer Onkel) und Georg (mein Papa) schaukelten und wirbelten mich durch die Luft und so flog und hüpfte ich, von jedem dieser großen Männer an

14 Das **Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau** war das größte deutsche Vernichtungslager im NS-Staat. Im Lagerkomplex Auschwitz wurden etwa 1,1 Millionen Menschen ermordet. Der Name „Auschwitz“ wurde in der Nachkriegszeit weltweit zum Symbol des nationalsozialistischen Völkermords (Holocaust/Shoa). Von den mehr als 5,6 Millionen Opfern des Holocaust wurden etwa eine Million Juden als rassistisch verfolgte Menschen in Auschwitz-Birkenau ermordet. Quelle: Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/KZ_Auschwitz-Birkenau, abgerufen am 15.12.2022.

15 Das **KZ Ebensee** war ein Außenlager des KZ Mauthausen. Die Häftlinge im KZ Ebensee mussten unter schlimmsten körperlichen Bedingungen Stollen und Kavernen für die unterirdische Produktion von Raketen in den Berg treiben. Quelle: Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/KZ_Ebensee, abgerufen am 15.12.2022.



*Bahnhof Wien,
warten auf die neuen
Verwandten*

einer Hand gehalten, über die Wasserlacken. Meine ersten deutschen Worte zwischen Quietschen und Johlen plappernd waren: „Hupf in Gatsch, dass alles quatscht, hupf in Gatsch, dass alles quatscht ...“ Ich begeisterte mich für diese herrlich klingenden Formulierungen und hörte nicht auf, in die spiegelnden Pfützen zu springen, immer wieder im berausenden Flug hochgehoben von den beiden starken, fröhlichen Männern. Es war wohl das aufregendste Erlebnis meiner Kindertage. Dass der jüngste der Brüder, Peter, nicht mehr da war? Nein, davon erfuhr ich damals nichts. Auch was das Schicksal der Mutter meines Vaters, meiner Großmutter Vilma, betraf, hüllte man sich vor mir in Schweigen. Man erzählte meinem Großvater, der ebenfalls 1945 aus Palästina zurückgekommen war, dass seine Frau nach dessen Abreise an einem Herzinfarkt gestorben war, was aber nicht stimmte, man wollte ihn nur verschonen; sie war wie alle anderen nach Auschwitz deportiert und dort ermordet worden. Die Sterbensgeschichte seines jüngsten Sohns Peter wurde in zwei Varianten erzählt. Er hatte sich angeblich nach der Befreiung überessen und war an einem Magendurchbruch gestorben; die andere Variante, die eher glaubhafte: Er hatte in den letzten Kriegstagen noch im KZ ein Brot von einem Lastwagen gestohlen und war stante pede erschossen worden. Nun, es wurde über all das nicht viel gesprochen, vor allem nicht vor mir, stattdessen wurden Witze gerissen, unendlich viel gelacht und Blödsinn verbreitet. Ja, es war, wie es war, aber meine beiden Großmütter – väterlicherseits Vilma und mütterlicherseits Helene –, mein Onkel Peter, die Cousins meiner Mutter und meines Vaters, mein Großvater Emil (ebenfalls mütterlicherseits) – sie alle waren „ins Gas gegangen“.

Meine neue Tante Diti, die Frau meines neuen Onkels Walter, die als eine der wenigen ihrer Familie Auschwitz überlebt hatte, war sehr groß, hatte riesige Augen und eine sehr tiefe Stimme. Sie war ganz besonders witzig und wir verstanden uns auf Anhieb. Ich durfte sie beide bei ihren Vornamen Diti und Walter nennen und das altvaterische „Onkel“ und „Tante“ weglassen. Beide sprachen ein schauderhaftes Englisch und so kam ich darüber wieder und wieder aus dem Lachen nicht heraus. Diti kam aus einer Schneiderfamilie, die, wie gesagt, fast vollständig „ausgerottet“ war, da gab es in Wien vorerst niemanden mehr zu finden. Als sie einmal die Nachbarn ihres ehemaligen Zuhauses aufsuchte, um möglicherweise Details über das Schicksal des vermissten Teils ihrer Angehörigen zu erfahren, bat man sie freundlich auf Kaffee und Kuchen herein. Diese Jause wurde auf dem ihr bekannten seltenen Service aus dem Haushalt der elterlichen Wohnung serviert! So stand sie auf, bedankte sich höflich und unternahm nie mehr etwas in dieser Richtung. Es war nicht mehr notwendig!

Diti nähte mir wunderhübsche Hängekleidchen, eines mit großen Maschen auf den Schultern. Als Krönung des Ganzen trug ich auch eine Schleife von dem gleichen, natürlich rosafarbenen Stoff im Haar, und auch das Höschen war aus demselben mit den kleinen Blümchen drauf. Meine Mutter fand das zwar etwas kitschig, aber ich war überglücklich. Rosa war meine Lieblingsfarbe, ohne meine rosa Decke gab es kein Einschlafen, ich hielt sie mir an die Nase und schnupperte so lange daran, bis mir die Augen zufielen. Dieses Ritual soll ich mir in den stickigen Luftschutzkellern angewöhnt haben, als die deutschen Bomben über London donnerten, und noch heute bekomme ich allergische Reaktionen, wenn ich Kellerluft einatme.

Kindertagebuch 6

An meinem ersten Tag in Wien haben sie uns vom Bahnhof abgeholt.

Ich war damals fast vier Jahre alt, das weiß ich von einem Foto von mir und meiner Mama, wo hinten die Jahreszahl draufsteht. Das Foto haben sie gleich bei unserer Ankunft gemacht, da schauen wir beide in die Zukunft. Ich drücke Mammi ganz fest, weil ich mich auch so freue. Mein Papa und sein Bruder Walter haben mich jeder an der Hand genommen. Es hat geregnet und es waren große Wasserkreise auf den Straßen voller Löcher, da sind wir drübergesprungen.

Wir haben dann alle zusammengewohnt, und ich hab meinen Großvater, den Papa von Papa, kennengelernt. Er hat komische Geschichten erzählt, und in seinem Zimmer war eine nackte Frau an der Wand. Sie hieß Maja. An die anderen Bilder erinnere ich mich nicht, aber zu jedem Bild hat es eine Geschichte gegeben. Ich hab mir keine gemerkt.